

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 18

Artikel: Passion in Bern : ein Täuferroman [Fortsetzung]
Autor: Laedrach, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642879>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Passion in Bern

Ein Täuferroman

von

Walter Laedrach



Copyright 1938, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach

16

Mit dem ersten Strahle erwachte auch der Flüchtling und zog sich auf abgelegenen Pfaden bergaufwärts; noch traute er sich nicht, unter die Leute zu gehen, erst wollte er abwarten, bis die Schiffe Breisach verlassen hatten. Endlich fand er eine Stelle, von der aus eine silberne Schleife des Stromes sichtbar war, und die bewachte er nun, wie wenn er wieder Soldat geworden wäre. Wichtig zogen am frühen Vormittag die Schiffe rheinwärts; alle kurz hintereinander; sie waren leicht zu sehen und zu erkennen, seit sie in Basel helleinene Verdecke erhalten hatten.

Wenn es die nur auf der ersten Fahrt gegeben hätte, dachte er, sie wäre vielleicht auch nicht so vielen zur Todesfahrt geworden!

Nachdenklich schaute er den langsam schwindenden Schiffen zu. Viel Leid trugen sie den Rhein hinab. Wozu mußte dies alles sein?

War jetzt der Schultheiß Willading glücklicher als vorher? Und waren nicht in den Emmentaler Bergen trotz allem noch einige Brüder zurückgeblieben?

Gab es dort nicht einsame Höfe, die so abgelegen waren, daß fogar die Taze des Berner Bären kaum dorthin reichte? Und wie ging es wohl Breneli?

Jetzt endlich schaute er sich weiter um. In der Tiefe lagen die engen Gassen von Alt-Breisach hinter sicheren Türmen. Links in der Ferne schimmerte eine große Stadt mit einem hohen Münster in der steigenden Sonne, und dahinter dehnte sich in ungeheurer Weite der Schwarzwald.

Dorthin gehe ich, sagte sich Peter; als Kohlenbrenner oder Säger werde ich dort schon Arbeit finden und etwas verdienen für die Heimreise.

Zuerst schaue ich aber da unten, ob die Leute Hilfe brauchen könne beim Heuen; ich hoffe es, der Hunger beginnt mich bald zu plagen.

Jetzt gibt's Krieg, der Schultheiß hat schwere Sorgen, und ein Emmentaler erkennt im Turm den Wert des Staates

Die Kutsche des Landvogts von Narwangen fuhr wieder einmal zum Untertor herein, huperte über das grobe Pflaster am Staden und hielt still vor dem Hause des Schultheißen Willading. Die Generalin mit den Kindern kam immer gern aus dem kalten Schloß zurück ins warme Heim an der Gerechtigkeitsgasse, wenn's auch nur war, um beim Chirurgus an der Krangasse einen Zahn ziehen zu lassen und als Entgelt für die überstandenen Schmerzen beim Goldschmied einen Ring zu kaufen, den der Herr General auswählen helfen und zahlen durfte.

Nach dem Mittagessen wollte sie mit dem neuen Ringe eine Freundin besuchen, und der General verabschiedete sie mit den Worten: „Nimm dir nur Zeit für den Besuch, ich habe derweil mit dem Papa recht viel zu verhandeln.“

Dann schlossen sich die beiden Herren im schultheißlichen Rabinette ein.

„Wißt Ihr das Neuste, Papa?“, begann der General. „Gestern hatte ich vornehmen Besuch, der Ambassador du Luc von Solothurn war selber bei mir.“

Der Schultheiß machte große Augen: „Was will der alte Fuchs? Geht etwa in Paris das Pulver aus?“

„Er kam mit nichts weniger, als mit der Anfrage, ob Ihr den Frieden vermitteln wolltet zwischen seiner allchristlichen Majestät und dem Kaiser in Wien.“

Gewiß könnte es Euch nicht unlieb sein, einen berühmten Namen in die Nachwelt hinüberzuretten, und hier wäre die Gelegenheit dazu!“

Willading lächelte. „Als ob das die einzige wäre!“, und er streckte sich lang aus in seinem Lederessel. „Nicht übel, der Gedanke, und hat er auch schon von der Honorierung dieser Bemühungen gesprochen?“

„Gewiß“, bestätigte der General. „Nach erfolgreicher Vermittlung wäre Frankreich einverstanden, wenn Bern Neuenburg und Balangin besetzte; auch über eine kleine Grenzberichtigung an der Freigravschast ließe sich sprechen. Und da Zürich bei der Vermittlung auch beteiligt sein sollte, ließ er durchblicken, die Zürcher könnten dafür das Toggenburg und die Waldstätte am Rhein in Empfang nehmen.“

Jetzt lachte der Schultheiß laut heraus. „Das ist wieder einmal nach dem Rezept: Verschone unsre Häuser, zünd lieber andre an! Neuenburg gehört dem König von Preußen, das Toggenburg vorderhand noch dem Abt von St. Gallen, und die vier Waldstätte sind kaiserlich.“

Ich werde mich hüten, für einen Lohn, den wir erst mit den Kanonen holen müßten, den Franzosen die Kastanien aus dem Feuer zu holen und es unnötigerweise mit Preußen und Oesterreich zu verderben!

Ist dies übrigens das ganze Angebot?“

„Ja, und dafür sollten die Reformierten gestatten, daß die katholischen Orte den Alliierten, die sich gegen den Frieden sträubten, ihre Söldner zurückzögen und sie nach Frankreich beorderten.“

„Zu lächerlich, um darüber zu diskutieren“, sagte Willading erregt. „Bedeute dem Herrn Ambassador, daß wir nicht geneigt seien, auf seine Pläne einzutreten. Daß ich ihm für die Anfrage aber trotzdem dankbar bin, äußerst dankbar fogar, das brauchst du ihm nicht zu sagen!“

„Warum dankbar?“, erkundigte sich der General.

„Das weißt du nicht? Sieht man nicht klar daraus, daß der große Krieg jetzt zu Ende geht. Wie würde ein Diplomat vom Range des Ambassador sonst auf den Gedanken kommen, Zürich und Bern könnten Frankreich und Preußen und Oesterreich Gebiete abnehmen? Doch nur, weil sie alle zusammen erschöpft sind. Von Herrn St. Saphorin bekam ich übrigens gleichen Bericht; überall strecken sich die Fühler aus zu Friedensunterhandlungen. Jetzt aber kommt unsere Zeit!

Jawohl, ich verschmähe es nicht, meinen Namen so groß wie möglich der Nachwelt zu übergeben; aber so wie ich es plane, und nicht wie der Herr Ambassador denkt.

Ein großes Bern in einer reformierten Schweiz, das ist mein Wunsch, und jetzt wird es Zeit sein für den Krieg!

Die Zürcher fragen an, ob die Toggenburger jetzt nicht endlich des Abtes Klöster besetzen sollten. Die Schlösser sind schon lange besetzt und verursachen große Kosten, jetzt müssen sie die Klöster und die Zollbrücken besetzen; das gibt Geld und den Krieg, den unsere schafsköpfigen Friedensfreunde im Kate nicht wollen. Wenn man sie nur in ein Schiff setzen und wie die Täufer die Mare hinab schicken könnte!

Das beste wird sein, ich reise selber geschwind nach Zürich und treibe dort ein wenig an. Sind die Zürcher erst im Feld, so ziehen auch die Schwitzer aus, um dem Abt zu helfen, und dann bleiben wir auch nicht mehr zurück; in vier Wochen geht's los!

„Dann“, sagte der General, „ist es besser, wenn meine Frau gar nicht mehr nach Narwangen zurück kommt, sondern hier in der Stadt bleibt, wenn es unruhig wird.“

„Vielleicht“, gab der Schultheiß zu, „in Narwangen wird man freilich kaum viel zu spüren bekommen, obgleich es nahe an der katholischen Grenze ist. Der Stoß, den wir führen müssen, geht der Reuß nach hinauf gegen Luzern, aber sie soll nur dabekommen, denn in den Mauern Berns gab es noch nie einen Feind!“

Vom Kaiserstuhl herauf zog Peter Hertig langsam gegen Basel zu. Er half, wo es etwas zu helfen gab, und trat bei Kleinhüningen endlich wieder über die Grenze, indem er einem Metzgermeister eine Herde Schafe treiben half. Als Schafhirte kam er auch unbehelligt zum Stadttore hinein und stand nun in den Gassen der großen Stadt.

In einer alten Herberge Kleinbasels ließ er sich eine Suppe geben und fragte nach einer Schlafstätte.

Die Wirtin sah ihn scharf an. „Wenn ich recht sehe“, sagte sie, „so gehörst du zu den Täuferbrüdern oder zu einer ähnlichen Gesellschaft.“

„Ja“, gestand Peter nicht ohne Erschrecken, „werden die in Basel etwa nicht geduldet?“

„Man sieht sie nicht gern, doch sind ihrer nicht viele, und da sie sich ruhig verhalten, so läßt man sie gewähren.“

Du bist vom Bernbiet herab, wo sie verfolgt werden?“

„Ja“, gab Peter zu, „und ich will zurückkehren, um meine Braut wiederzusehen.“

„Höre“, rief jetzt die Wirtin, „hinter unserm Stall ist ein kleines Häuschen, dort wohnt ein Weber, der schon manchen Täufer aufgenommen hat, vielleicht weiß er auch für dich einen Rat.“

Peter dankte und ging. Er traf den Weber über seiner Bibel und brachte sein Anliegen vor.

„Du bist einer der Fortgeführten? Dann teile ich mit dir, was ich habe und behalte dich, solange es für dich gut ist.“

„Mutter“, rief er, „mach unserem Gast das Kämmerlein zu recht, dann komm, er soll uns von seinen Erlebnissen erzählen!“

Peter erzählte und erzählte weit in die Nacht hinein, und schließlich sagte der Weber: „Wenn ich dir einen Rat geben kann, so kehre nicht zuerst ins Emmental zurück; nicht nur, weil's dort gefährlich ist, sondern auch, weil du besser lufst, zuvor im Bistum oben für ein Heim zu sorgen. Von hier aus gehst du

nach Birsfelden und dann immer der Birs nach hinauf, bis du zu ihren Quellen kommst. Dort ist noch Platz für Leute, die arbeiten wollen und mit wenigem zufrieden sind; und was brauchen wir mehr als das tägliche Brot und Freiheit für unsern Gottesdienst; wenn alle damit zufrieden wären, wir hätten den Himmel schon auf Erden!“

Jetzt begannen in der nahen Kirche die Glocken zum Abendgottesdienst zu läuten, und ihre Klänge brausten um des Webers kleine Kammer.

Während draußen auf der Gasse einige Bürger gesprächig und feierabendfroh, zufrieden oder unzufrieden mit dem geschäftlichen Erfolg des Tages zur Kirche schritten, traten noch zwei Brüder in das stille Gemach und vereinigten sich dort zu einem innigen Gebet, in dem vom Kleegarten bis zu den Schiffen der Auswanderer aller gedacht wurde, also daß Peter wieder das starke Band der Gemeinschaft verspürte und getröstet sein Nachtlager aufsuchte.

Er befolgte des Webers Rat. Nach langer Wanderung erreichte er das obere Birstal und fand dort Unterkunft in einer Täuferfamilie auf dem Monto, unweit des alten Heerweges, der durch die Pierre Pertuis führt. Er vernahm dort auch von einer Weide, die zu pachten wäre, und brannte, die Pacht gleich zu übernehmen.

„Tu's nicht, bevor es gegen den Frühling geht, weil du noch kein Heu auf der Bühne hast“, riet ein alter Täufer. „Berdiene unterdessen etwas als Holzer oder Pechbrenner, und hole deine Frau nicht selbst, schreibe ihr lieber einen Brief, das ist besser, als dem grimmigen Schultheiß Willading schon wieder in die Hände zu laufen.“

Und Peter begriff wieder, daß auch dieser Rat gut war und hielt seine Sehnsucht nach Breneli zurück, wie der Säumer das Roß auf abschüßigem Bergweg.

Aber als der letzte Schnee wich, hielt er es doch nicht mehr aus im stillen Bergland und machte sich auf die Reise nach Bern. Er wußte, daß dies gefährlich war; er wußte, daß die bernische Obrigkeit ihn wieder einsperrte, wenn er erwischt wurde. Doch was galt ihm diese Obrigkeit der Ungerechten! Er wußte, daß der Schultheiß der Schwiegervater des Generals war, der ihn durch seine Verworfenheit zu der Gemeinde der Taufgesinnten geführt, und von diesen Leuten mochte er sich nicht befehlen lassen. Freilich hatten sie alle Gewalt und brauchten sie, sie konnten auch ihn der Freiheit oder sogar des Lebens berauben, wenn Gott es zuließ. Aber Gott ließ es nur zu, wenn er fand, daß Peter noch nicht geläutert genug war für das zukünftige Leben. Dann dienten die Herren von Bern nur als Werkzeug Gottes und mochten mit ihm vornehmen, was sie wollten.

Gelang es aber, mit Breneli zurückzukehren, gut, so würde er nächster das Bernbiet meiden, so hart es ihn ankam, die grünen Emmentaler Berge nicht mehr zu sehen.

Bei Nacht wanderte er von Nidau gegen Narberg und über den Frienisberg nach Münchenbuchsee, versteckte sich den Tag über in einem Torfschuppen und schritt bei beginnender Nacht gegen das Hüggelland hinter dem Bantiger, dem Emmental zu, und kam glücklich am dritten Tag im Kleegarten an.

Die Familie saß beim Nachtessen. Hans Flückiger war jetzt ergraut, Breneli und die Bubben durch das viele Leid früh ge-reift. Da schlug der Hund an und bellte freudig.

„Der Peter“, rief Breneli und sprang auf, ganz rot werdend.

„Dummes Zeug, wer würde das wagen“, sagte der Vater ängstlich; aber schon stand der Unerwartete unter der Türe. Scheu schauten die Brüder zu, wie Breneli den Verlobten grüßte, dem die Tränen über die Backen rannen.

„Jetzt gilt's Ernst“, sagte er, „jetzt können wir heiraten. Ich habe ein Lehen im Leberberg, und jetzt Vater, mußt du Breneli ziehen lassen.“

„Ich weiß, daß das kommt“, sagte er langsam; „aber hast du Geld, das Vieh zu kaufen und Schiff und Geschirr? Mit

dem, was Breneli mitbekommt, könnt ihr euch nicht einrichten!"

„Ich weiß, deswegen ist es jetzt Zeit, daß ich mich umsehe nach meinem Anteil beim Bruder. Wenn auch dies nicht viel ist, so können wir doch das Nötigste damit anschaffen, und die Brüder im Bistum helfen für den Rest.“

„Wenn es nur schon so weit wäre!“, sagte der Vater. „Ich will morgen deinen Bruder fragen, ob er herüber kommen wolle, um die Sache zu besprechen; denn es ist besser, du haltest dich versteckt.“

Der Bruder erschien und war nicht sehr erfreut. „So, bist du auch wieder da! Ich habe geglaubt, du seiest in fremden Landen. Ich will schauen, ob ich das Geld aufbringen kann. Etwas kann ich dir schon geben; nicht, daß ich dir böse will; aber so leicht geht es eben nicht. Wenn du warten könntest bis zum Maimarkt, da könnte ich vielleicht zwei Kühe verkaufen und dir den Rest geben. Ich muß auch noch mit der Frau darüber reden, es wird sich schon einrichten lassen.“

„Solange kann ich nicht dableiben“, sagte Peter, „das ist mir zu unsicher. Auch sollte ich dort hinten anfangen, sonst ist der Frühling vorbei, und ich habe nichts gemacht. Vielleicht könntest du mir das Geld, das ich zugut habe, dann nachschicken?“

„Ich will sehen“, sagte der Bruder, und sog an seiner Pfeife.

Am andern Tage erschien wie ein Blitz aus heiterem Himmel das erste Aufgebot, und die Schloßweibel fuhren im Lande herum wie aufgeschreckte Hornissen und boten die Jungmannschaft auf nach Bern. Der Krieg war ausgebrochen.

Der Abt habe die Schwyzer zu Hilfe gerufen gegen seine Untertanen, die Zürcher seien den Toggenburgern zu Hilfe, und der Schultheiß habe im Rat durchgesetzt, daß Bern zweitausend Mann nach Zürich schicke; die Auszügler aber müßten sofort nach Bern.

Der Weibel Künzi von Brandis erschien mit diesen Nachrichten auf der Schaukelbühlegg, geladen wie ein Pulverfaß und strahlend, daß das Aufgebot ihn selber nichts angehe.

Er kam auch ins Haus von Peters Bruder, dessen Sohn seit dem Vorjahr militärpflichtig war und jetzt nach Bern gehen mußte. Boll Entsetzen vernahm seine Mutter den Bericht.

„Unser Hansli nach Bern in den Krieg!“, heulte sie laut heraus, „jetzt von aller Arbeit weg, das wird dir doch nicht Ernst sein!“ Als aber der Weibel kalt lächelnd bejahte, da fuhr sie heraus: „Wenn es noch eine Gerechtigkeit auf der Welt gäbe, so ließe ich den Hansli sein und nähmest den sauberen Nachvogel und Landstreicher, der wieder im Kleearten eingezogen ist und rechte Leute drangsaliert, daß es dem Teufel darob grauft. Und wenn die Regierung etwas wert wäre, so ließe sie die verfluchten Täufer nicht immer wieder ins Land herein, wenn sie einmal hinaus gejagt sind. Früher hat man sie mit einem feurigen Eisen gezeichnet, jetzt ist das scheint's nicht mehr in der Mode!“

„Aber es kann's wieder werden!“, lachte der Weibel, „bist du sicher, daß der Lezkopf wieder zurückgekommen ist?“

Die Waise bekam jetzt ein schlechtes Gewissen, den unbequemen Schwager verraten zu haben und wollte nicht mehr weiter gehen. „Schau selber nach, wenn's dich wunder nimmt; ich habe ihn nicht gesehen, und es wird nicht alles wahr sein, was die Leute reden!“ Mit diesem Bericht ließ sie den Weibel stehen und jammerte wieder über den Krieg.

„Aber daß du mir dann nicht zuworderst stehst“, versprich mir das, Hansli. Die Katholiken wären imstande, dir etwas anzutun, bevor du fortpringen könntest.“

Dann durchstöberte sie den Speicher und den Keller, um nachzusehen, was sie dem Soldaten alles einpacken könnte.

Der Weibel machte dem Landvogt am Abend getreulich Bericht und vergaß auch die Angabe über den zurückgekehrten Täufer nicht, denn das Fänggeld wollte er sich nicht entgehen lassen.

Der Landvogt Stürler wurde im höchsten Grade unwillig.

„Der Hertig ist wieder da? Das soll nun doch der Teufel holen! Schreite ich nicht ein, und der Schultheiß vernimmt davon, und er vernimmt alles, was zwischen Lenzburg und Coppet geschieht, dann bin ich in höchsten Ungnaden, und das begehre ich nicht“, dachte er für sich, „besonders wenn man einen Sohn hat, der nächstens einen guten Posten erhalten sollte.“

„Sollt ihn morgen ins Schloß, und den Flückiger dazu, das muß am Ende selber ein versteckter Täufer sein, daß er immer wieder das Mandat übertritt.“

„Ja“, sagte der Weibel, „aber wenn ich allein . . .“

„Nimm den andern Weibel mit und den Hatschier, dann werdet ihr die Kerle schon meistern können. Wenn es Täufer sind, so wehren sie sich ja nicht.“

Noch am gleichen Abend zog die Schloßmannschaft wieder aus und legte, ohne Widerstand zu finden, den Flückiger und seinen zukünftigen Tochtermann in den Turm.

Das war nun das Verkehrteste, das man mit dem guten Hans Flückiger hatte vornehmen können.

Er saß im Kerker, spürte die undurchdringlichen Mauern um sich herum und hörte die gnadenlose Türe hinter sich ins Schloß fallen, und sah in der Dunkelheit nur noch seine Frau Anna, spürte ihren Atem und den Duft ihres Haares, er griff nach ihr und brach in Tränen aus.

„Da warst du“, weinte er, „verlassen von mir und von allen Menschen und die Herren von Bern quälten dich, bis du zusammenbrachst. Ich war so schlecht, daß ich dich den ganzen Weg allein gehen ließ; nichts hatte ich an dir, als du im Gefängnis wartest, und nichts mehr konnte ich für dich tun, als du heim kamest!“

Aber ich will gut machen, was ich zuwenig tat, ich will von jetzt an zu deiner Gemeinde, zu den Taufgesinnten halten, daß ich doch wenigstens den andern helfen kann, wie ich dir hätte helfen sollen, komme über mich, was da wolle!“

Und nach dieser Vorsatz, der in ihm erwachte wie ein Föhnsturm in den Bergen, wurde er wieder ruhiger und trat am andern Morgen gefaßt, ja freudig vor den Landvogt und mochte kaum warten, um vor ihm seine Sinnesänderung zu bekennen.

„Ihr seid schon wieder da“, begann der Landvogt strafend, „und schämt Ihr Euch nicht, noch in diesen Kriegszeiten, wo alle Gutgesinnten einander helfen sollten, den staatsgefährlichen Täufeln immer wieder Unterschlupf zu gewähren! Diesmal werdet Ihr nicht so leicht davon kommen.“

„Tut mit mir, was Ihr wollt, Herr Landvogt. Ja, ich schäme mich; aber nicht, weil ich den friedlichen Taufgesinnten nichts in den Weg legte, sondern weil ich nicht schon lange selber in ihre Gemeinde eingetreten bin und meine Frau allein habe leiden lassen und ihre Leiden nicht mittragen half!“

Jetzt aber weiß ich, daß nur bei den Taufgesinnten Gerechtigkeit zu finden ist, denn nur sie tun einander nichts zu leide und gehorchen dem Willen des Vaters.“

Der Landvogt sah entsetzt auf den Bauer. „Jetzt, wo das Land von dieser Krankheit befreit ist, wollt Ihr von neuem anfangen, die Pest in unser Amt zu bringen, das wird nicht Euer Ernst sein!“

„Ich zähle mich seit gestern zur waffenlosen Gemeinde der Taufgesinnten, und nichts soll mich von ihr wegbringen!“

„Dann muß ich Euch nach Bern ins Gefängnis bringen lassen, und was wird aus Euren Kindern?“

„Tut, was Euch recht scheint, und den Kindern wird Gott helfen!“

Der Landvogt schüttelte ärgerlich den Kopf und dachte nach, was weiter zu tun sei; aber als er den fanatischen Glanz in den Augen des Bauern sah, der sich dazu drängte, ein Märtyrer zu werden, befahl er dem Weibel, den Mann wieder abzuführen. Er wollte ihn später wieder vornehmen und von seiner Verirrung abzubringen versuchen.

Fortsetzung folgt.